

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Fräulein Großknecht

Pfefferkorn, Else

Karlsruhe, 1917

2. Der Dienstantritt

urn:nbn:de:bsz:31-34791



2. Der Dienstantritt

Am 4. November trat ich in B. an. Am ersten Abend hörte ich die Tageseinteilung. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr antreten im Pferdestall, tränken, füttern, putzen, stallreinigen. Nach dem Morgenkaffee um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr anspannen, im Winter etwas später, je nach der Dunkelheit. Feldarbeit bis vor 11 Uhr. Abspannen, füttern, dann Mittagessen und Pause. Von 1 bis 7 oder 7 $\frac{1}{2}$ Uhr wieder Feldarbeit, füttern, Nachtessen, Feierabend. Es gefiel mir von vornherein, daß man hier streng nach der Uhr arbeitete. In einem größeren Betrieb ging es auch gar nicht anders. Ich war gerade zur rechten Zeit nach B. gekommen. Der Knecht blieb ausgerechnet noch diesen einen Tag da. So konnte er mir die zu übernehmende Arbeit anweisen, mir das Futtermaß für jedes Tier zeigen und wo die verschiedenen Futterforten zu finden seien. Wohl hatte ich während meiner früheren Tätigkeit in dem Nachbardorf auch mal hie und da, wenn Frau Dietrich auf den Markt gefahren war, den Stall gesäubert. Aber der war sehr klein gewesen, er beherbergte nur ein Rind und zwei Kühe, welche letztere aber an den betreffenden Tagen meist nicht drin waren, mich also nicht hinderten. Und es hatte nichts geschadet, wenn ich mich an der ungewohnten Arbeit ein wenig lange aufhielt; ich hatte ja Zeit. Aber hier in B. mußte alles trab, trab gehen. O, wie hantierte ich anfangs so ungeschickt mit der langen Stallgabel, und in den ersten Tagen kam mir der gefällige Pole manchmal zu Hilfe, wenn mir der Schubkarren auf dem Wege

zur Düngerstätte umschlagen wollte. Das Laden will nämlich, so töricht das auch klingt, gelernt sein. Einer der's nicht versteht, macht sich die dreifache Mühe. Da alle Tiere im Stall standen, konnte man sich auch nicht so frei bewegen. Die schwerfälligen Ochsen mußte ich immer anrufen, ob es ihnen gefällig sei, ein wenig auf die Seite zu treten, wenn ich gerade unter ihrem Stand die Streu erneuern wollte.

Bei dem Pferdeputzen, das nun folgte, habe ich anfangs auch manches Tröpflein Schweiß vergossen. Es war noch vor dem Krieg, daß ich den Reitknecht, nachdem er mir auf meinen Wunsch das Satteln und Aufzäumen gezeigt hatte, bat: „So, nun lehren Sie mich bitte auch noch, wie man ein Pferd putzt.“ Der hatte mich verwundert angeschaut: „Aber gnädiges Fräulein!“ „Wer weiß, ob ich es nicht vielleicht noch einmal brauchen kann im Leben!“ hatte ich lachend geantwortet. Freilich, das ahnte ich damals doch nicht, daß ich noch einmal fast ein Jahr lang täglich morgens zwei, später sogar drei Pferde würde putzen müssen, zu schweigen von den zwei großen Ochsen, die oft recht schmutzig waren. Dem strengen Auge eines Ulanenoffiziers hätten meine Pferde wohl nicht stand gehalten; aber man durfte schon mal mit dem Finger gegen den Strich fahren, ohne einen grauen Streifen auf dem Fell zu hinterlassen. Sehr angenehm war das elektrische Licht im Stall.

Das Dorf lag noch still und dunkel da, als wir den Hof verließen. Der kühle Morgen dünkte mich zauberhaft schön. Wie selten erleben doch wir armen Stadtleute etwas davon! Der Morgenstern strahlte noch in vollem Glanz. Von der Stadt her sah man die großen Fenster irgend einer Fabrik aufleuchten. Wie eine gleißende Schlange glitt in der Ferne ein Zug dahin. Aus dem Dunkel lösten sich die Gestalten der ausziehenden Knechte mit ihren Gespannen wie schwarze Schattenbilder, die um so reizvoller wirkten, als der Hintergrund ein stets wechselndes Farbenspiel von unbeschreiblicher Pracht entfaltete. Vom tiefsten Enzianblau ging es allmählich in liches Hellgrün über, um sich dann zu steigern vom reinen Geld zum Orange, ja bis zum höchsten Karminrot. Der ganze Osten glühte, die Sonne war nicht mehr fern.

Inzwischen waren wir an dem Felde angekommen, wo die Sämaschine stand. Wir spannten die Ochsen an, und der Knecht lehrte mich, die Maschine zu führen. Da das Land vor dem Winter ziemlich rauh war, machte es mir einige Schwierigkeit, immer die Radspur klar zu verfolgen. Da hieß es denn aufpassen und das Hintersteuer gut festhalten. Das stieß hin und her; ich mußte den Arm ordentlich straff machen. Obendrein galt es, darauf zu achten, daß die Körner richtig liefen und daß sich keine Pfeifen verstopften. Später tat ich das alles unwillkürlich von selber, aber im Anfang bedurfte es der restlosen Aufmerksamkeit. Um 8½ Uhr hielten wir eine kurze Frühstückspause. Ein paar Leute kamen aus dem angrenzenden Feld zu uns herüber. Sie wollten offenbar die Ersten aus dem Ort sein, die die neue „Elevin“ gesehen hatten. Denn unter diesem Namen war ich, wie ich später hörte, Dorfgespräch, lange ehe ich selber da war. Die meisten zwar hatten ablehnend gemeint: „Das soll nur so etwas sein; die bleibt doch nicht lang!“ Aber gesehen haben wollte man sie doch einmal. Bis zum Mittag wurden wir auf diesem Felde fertig. Der Knecht verabschiedete sich, da er in der Frühe des nächsten Morgens abreisen mußte.

Nachmittags eggte ich das Stück zu. Ich kam ganz gut zurecht mit den Ochsen. Denn wie man mit dem „lieben Vieh“ redet und umgeht, hatte ich ja bereits früher gelernt. Die Ochsen durfte man allerdings entschieden kräftiger treiben als damals die Kühe. Sie konnten mit ihren hohen Beinen lange Schritte machen und brachten immer ein ordentliches Stück hinter sich. Im allgemeinen nahmen sie sich aber gerne Zeit, und wenn man nicht ständig mit der Peitsche hinter ihnen war, übereilten sie sich nicht leicht. Darum war ich tatsächlich ehrlich überrascht, als sie mir eines Tages durchgingen, regelrecht durchgingen. Allerdings war es an einem Montagmorgen, infolge der Sonntagsruhe hatten die Tiere offenbar Stallmut. Als ich sie aus dem Stalle holte, hatte ich ihnen gar nichts angemerkt. Wie sonst hatten sie sich anschirren lassen und trollten voller Seelenruhe den gewohnten Weg zum Felde; ich ging hinter ihnen her. Plötzlich setzte sich der eine in Trab. Da sie zusam-

mengefettet waren, mußte der andere mit. Ich rief ihnen ein drohendes „Hüoh“ zu, aber sie hörten nichts. Da wollte ich versuchen, ihnen beizukommen und sie anzuhalten. Allein, sowie sie es merkten, setzten sie sich alsbald in Galopp und entwickelten eine Geschwindigkeit, die ich ihnen niemals zugetraut hatte. Mit dem Dauerlauf begnügten sie sich aber nicht, sie hatten das Bedürfnis, ihre Kraft noch auf andere Weise zu betätigen. Ein Acker, zum Glück war es ein Stoppelfeld, wurde zum Schauplatz ihrer „ritterlichen Spiele“ ersehen. Bums, bums, rannten die dicken Schädel aneinander. Die Ketten klirrten, und bald flogen rechts und links die Jochse. Es war unmöglich, der Tiere habhaft zu werden. Endlich gelang es mir, sie dem Bahnübergang zuzutreiben, wo der Bahnwärter rasch die Schranke herunter ließ. So wurden sie überlistet. Bei der Arbeit gab ich ihnen nun Gelegenheit, ihren Tatendrang auf nützlichere Weise zu befriedigen.

Soviel von den Ochsen. Am Morgen hatte Broneck, der Pole, mit der Stute vor der Maschine geeggt. Ich mußte lachen, wenn ich ihn mit dem alten, tolpatschigen Trunkenbold verglich. Frau Baumann hatte recht: er sah entschieden anders aus. Er mochte wohl Mitte der 30er sein, groß und schlank. Gefälliger noch als seine geschmeidige Gestalt waren seine Bewegungen bei der Arbeit, die zu beobachten sich mir später oft Gelegenheit bot. Er hatte überhaupt etwas flottes in seinem Außern. Das zeigte schon die Art, wie er die Jacke um die Schultern hing, und wie ihm die Mütze auf dem Kopfe saß. Was mich aber besonders angenehm berührte, war Bronecks Art, mit den Zugtieren umzugehen. Von jeher war ich leicht geneigt, aus dem Verhalten eines mir noch fremden Menschen den Tieren gegenüber Schlüsse auf sein ganzes übriges Wesen zu ziehen: meine Beobachtungen haben mich selten getäuscht. Und so wußte ich am ersten Morgen, obwohl wir noch kaum ein paar Worte zusammen gesprochen hatten, mit diesem meinem nunmehrigen Mitarbeiter würde ich gut auskommen.

